

# Mandela, Clapton

Die Apartheid und andere Verbrechen gegen Schwarze. Ein perfektes Pop-Album.  
Von Roger Köppel

In den Nachrufen und Betrachtungen zu Nelson Mandela wird weithin ausgeblendet, dass das südafrikanische Apartheid-Regime vor allem deshalb so lange überlebte, weil Mandelas marxistischer African National Congress (ANC) mit der Sowjetunion im Bunde stand. Die weissen Südafrikaner und der Westen konnten sich nicht sicher sein, was passieren würde, wenn die Schwarzen an die Macht gelangten. Würde ein sowjetischer Satellitenstaat wie in Angola, Äthiopien oder Moçambique installiert? In Angola zum Beispiel standen die Kubaner mit russischen Waffen. Wäre mit einer Liquidation oder Enteignung der weissen Schichten zu rechnen gewesen? Es ist kein Zufall, dass die Apartheid zeitgleich mit dem Kalten Krieg zu Ende ging.

Die Sowjetunion und Mandelas Pakt mit den Marxisten hielten die Apartheid länger als nötig am Leben. Die Rassentrennung war das geringere Übel, das der Westen in Kauf nehmen musste, wollte er nicht riskieren, dass die strategisch wichtig gelegene, rohstoffreiche Atommacht im Süden Afrikas an den kommunistischen Block fallen würde. Einen Block, der sowohl in Russland und in China wie auch in Kambodscha Massenmorde am Rande des Genozids begangen hatte.

Dass sich Mandela im Nachhinein als friedfertiger Versöhner über den Fronten hervor tat, ist eine bedeutende Leistung und wird zu Recht gerühmt. Dass der Marxismus für ihn am Schluss keine Glaubenssache des Herzens war, sondern allenfalls eine Behelfsideologie zur Begradigung der Fronten gegen den weissen Feind im Inland, mag im Rückblick geklärt sein. Damals freilich war es nicht klar, und es gab gute Gründe, über die möglichen Folgen einer schwarzen Machtübernahme in Südafrika besorgt zu sein. Nach dem Untergang der Sowjetunion verloren diese Sorgen und damit die Apartheid ihre Grundlage.

Man muss also das Kapitel Südafrika und die Position des Westens gegenüber dem antidemokratischen Apartheid-Staat vor dem Hintergrund des Kalten Kriegs beurteilen. Gerade in den Medien hat es sich eingebürgert, den Kommunismus derart zu verharmlosen, dass man sich nicht mehr vorstellen kann, welche begründeten und berechtigten Ängste gegenüber dieser Schreckensideologie vor und nach dem Zweiten Weltkrieg bestanden haben. An der Konfliktnaht dieses Weltbürgerkriegs



Die Gesetze des geringeren Übels.

stand Südafrika. Das macht das Apartheid-Regime nicht besser, aber ein geschichtsblinder moralischer Imperialismus, der den Burenstaat verteufelt und alle, die mit ihm Geschäfte machten oder politisch verkehrten, übersieht das Entscheidende: In der Aussenpolitik gelten nicht absolute Ideale, sondern Interessen und die Gesetze des geringeren Übels.

Gewiss ist die Apartheid mit den Werten und Grundrechten einer aufgeklärten Moderne nicht zu vereinbaren. Man sollte allerdings auch bei dieser Betrachtung die realpolitischen Umstände nicht vergessen. Südafrika war ein wirtschaftlich prosperierender Staat, auch den Schwarzen ging es den Umständen entsprechend nicht schlecht. Es ging ihnen sicher besser als den Menschen in vielen anderen afrikanischen Ländern, wo die Terrorregime von schwarzen Machthabern wie Idi Amin, Mengistu oder Bokassa unsägliche Verbrechen an der schwarzen (und weissen) Bevölkerung verübten, vom späteren Genozid der Hutu an den Tutsi in Ruanda nicht zu sprechen. Es ist schlimm, was einige Weisse vielen Schwarzen antaten in Südafrika. Die Verbrechen von Schwarzen gegen Schwarze in anderen Ländern Afrikas freilich gingen weit darüber hinaus. Bei aller Verwerflichkeit war die Apartheid auch für eine Mehrheit der Schwarzen damals die insgesamt vorteilhafte Alternative auf einem dunklen Kontinent.

Es gibt diese perfekten Pop-Alben, die nicht nur die Zeit ihres Entstehens einkapseln. Sie strahlen über ihre eigene Gegenwart hinaus, weil sie in ihren Zuhörern jene Saiten berühren, denen wir die Offenbarung tiefer Empfindungen und seelischer Wahrheiten zutrauen. Ich bilde mir ein, die Platte «461

Ocean Boulevard» von Eric Clapton sei so ein Werk. Es entstand an der Küste Floridas im Frühling 1974, vor rund vierzig Jahren, und wird hoffentlich im nächsten Jahr als Meilenstein in der Geschichte der Popmusik gefeiert werden.

Für den damals 29-jährigen Blues-Gitarristen und Bandleader Clapton bedeutete diese Platte ein Comeback nach einem phänomenalen Aufstieg und einem ebenso rasanten Absturz in Alkohol und Heroin. Clapton war der grosse weisse Gitarrenheld des Rock 'n' Roll, eine Figur zwischen Genialität und Überschätzung, ein Virtuose der Intensität, der seine Soli allerdings fast beiläufig aufs Griffbrett fingerte, katzenhaft, faul, eine Ikone der Coolness, die sich durch den ganzen Rummel um die eigene Person – «Clapton is God» – höchstwahrscheinlich unangenehm berührt fühlte. Man konnte es irgendwie verstehen, dass sich ausgerechnet Clapton in die giftige Watte des Heroins einpackte – seine Fans und Freunde allerdings befürchteten damals ernsthaft, dass der Begnadete nie wieder aus seiner Narkose auftauchen würde.

Das Dokument dieses Erwachens ist «461 Ocean Boulevard», eine wundervolle Platte, die ihre Kraft einer ganz eigenartigen Spannung verdankt. Da ist zum einen die Energie des Rückkehrers, der nach langer Verletzungspause körperlich erholt auf dem Spielfeld seine ganze aufgestaute Freude, seine Fantasie und seine Vitalität auslebt. Da sind zum anderen aber auch Zeichen einer Abgeklärtheit, Überreste einer gewissen Belämmern und Verletzlichkeit, die sich beruhigend, ja betäubend auf den Sound auswirkt. In der Summe ergibt sich eine Musik irgendwo zwischen Reife, Präzision und kontrollierter Benebelung, alles in hingeworfener Perfektion eingespielt wie an einem Nachmittag unter Freunden, fast naiv, meines Erachtens Claptons bestes Studioalbum überhaupt.

«461 Ocean Boulevard» transportiert die Botschaft des Blues, eine Botschaft des Aufgehens und der aus Melancholie aufsteigenden Zuversicht. Claptons Slide-Gitarre vibriert unter Weltschmerz, doch der Solist nimmt sich zurück, verliert sich nicht in Monologen, lässt seine endlos lange gedehnten Noten heranwehen und verhallen, unglaublich behutsam, träufelt sie dem Zuhörer ein, den die subtilen Injektionen beflügeln und auf eine angenehme, verhaltene Weise euphorisieren. «Give Me Strength», lautet der programmatische Songtitel auf diesem Album, mit dem sich Clapton, vielleicht nach einer anderen Droge suchend, an die höheren Mächte wendet, um erhört und durch die eigene Musik erlöst zu werden. Die Sehnsucht muss natürlich unerfüllt bleiben, aber allein durch die Art, wie hier ein grosser Künstler aus der Finsternis zurückkehrt, bezaubert dieses Schlüsselwerk, ein wunderbares Geschenk.



«Ich habe die leise Hoffnung, die Menschen lernen aus ihren Fehlern»: Autor Adonis. Seite 58

## Interview

### 58 «Die Revolution hat erst begonnen»

Adonis, der bedeutendste Dichter der arabischen Welt, über die Lehren aus dem arabischen Frühling, den Bürgerkrieg in seiner Heimat und die Macht der Worte

## Stil & Kultur

- 62 Stil & Kultur Letzte Menschen
- 64 Bestseller
- 64 Kabarett Joachim Rittmeyers neuestes Programm «Zwischensaft»
- 65 Journalismus Sammelband der New Yorker Reporterlegende Joseph Mitchell
- 65 Jazz Thierry Lang Quintet
- 66 Top 10
- 66 Kino «All Is Lost»
- 67 Fernseh-Kritik «Sternstunde Philosophie»
- 68 Namen Eröffnung von Samih Sawiris' Luxushotel «The Chedi»
- 69 Hochzeit Cindy Seiler und Reto Studer
- 69 Thiel Hallo, Doris
- 70 Wein Château Doisy-Daëne Barsac 2010
- 70 Die Besten X-mas Ladies' Night
- 73 Auto Mercedes S500 Lang
- 73 Zu Tisch Balik-Farm-Weihnachtsmarkt
- 74 MvH trifft John Eliot Gardiner, Dirigent

## Autoren in dieser Ausgabe

### Zoë Jenny



Die Baslerin zählt zu den erfolgreichsten Autorinnen der Schweiz. In dieser Ausgabe fragt sie sich, warum sich Frauen nicht so

kopfflos verlieben wie die Männer. Ihre Erkenntnis: Das Misstrauen der Frauen gegenüber Männern dient der Arterhaltung. Seite 56

### Werner Vogt



Der Historiker war von 1996 bis 2000 Korrespondent der NZZ in Südafrika und hat das Buch «Schweizer Geld am Tafelberg» (Orell Füssli,

2005) mitverfasst. Sein Beitrag zeigt, wie begrenzt die Wirkungen von Wirtschaftssanktionen im Kampf gegen das Apartheidregime waren. Seite 26

## Neu im iKiosk!



Lesevergnügen jetzt auch unterwegs. Abonnenten haben unbeschränkten Zugriff auf alle Artikel, Bilder und Grafiken.

**DIE WELTWOCH**  
80 JAHRE QUALITÄT

# Ein Held verlässt die Bühne

Während fast dreier Jahrzehnte war er der berühmteste politische Gefangene. Nach seiner Freilassung wurde er Friedensnobelpreisträger, der erste schwarze Präsident Südafrikas und eine Monumentalfigur der Zeitgeschichte. *Ein Augenzeugenbericht von Werner Vogt*

2. Februar 1990: die jährliche Parlamentseröffnung nach den fünfwöchigen sommerlichen Weihnachtsferien in Kapstadt, Südafrika. Ein zeremonieller Anlass, von dem ein Besucher der NZZ Jahrzehnte zuvor geschrieben hatte: «Allein die Hüte der Damen hätten eine Reise ans Kap der guten Hoffnung gerechtfertigt.» 1990 ging es aber nicht um extravagante Kopfbedeckungen. Vielmehr stand die Zukunft des Landes auf dem Spiel. Wenige Wochen waren vergangen seit dem Fall der Berliner Mauer am 9. November 1989. Letzteres Grossereignis nach Jahrzehnten des Kalten Kriegs hatte sehr viel zu tun mit dem, was sich an diesem Freitagmorgen in Kapstadt abspielte.

Präsident Frederik Willem de Klerk liess im wahrsten Sinn des Wortes eine Bombe platzen: Sämtliche verbotenen Parteien würden ab sofort erlaubt, allen voran der African National Congress (ANC). Hier schnappten schon viele Abgeordnete der Nationalen Partei nach Luft, doch es sollte noch dicker kommen: Sämtliche politischen Gefangenen würden innert kürzester Zeit auf freien Fuss gesetzt. Spätestens an dieser Stelle wurde das Raunen zum Tumult, und ein Vokabular aus der unteren Schublade hielt Einzug ins ehrwürdige Parlamentsgebäude. F.W. de Klerk hatte instinktiv erkannt, dass das Apartheidsystem im Handstreich beendet werden musste. Er war in diesem Moment knapp ein halbes Jahr im Amt. Es war ein Geniestreich, für den er viel zu wenig Kredit erhielt, absurder- und bedauerlicherweise gerade von Nelson Mandela.

## Absenz von Rachegefühlen

Wenige Tage später war es so weit: Am 11. Februar verliess Nelson Mandela nach 27 Jahren in Haft, die meiste Zeit davon auf Robben Island, das Victor-Verster-Gefängnis in Paarl als freier Mann, Hand in Hand mit seiner zweiten Frau Winnie, die aus Soweto angereist war, die Faust zum Triumph erhoben. Wer damals meinte, der Kommunistengruss lasse Schlimmes erahnen, wurde bald eines Besseren belehrt. «Versöhnung» war das Thema seiner ersten Rede in Soweto vor 120 000 Leuten. Es war mit Sicherheit nicht so, dass diese Botschaft nur auf Anklang stiess. Nach Jahrzehnten des politischen Kampfs gegen die Unterdrückung war gerade bei der ANC-Jugendliga das Lied «Kill the Farmer – Kill the Boer» sehr beliebt. Die Absenz von Rachegefühlen machte Nelson Mandela über Nacht zum weltweit gefeierten Star.

Woher kam der Mann, der die Welt als einer der letzten Helden der internationalen politischen Welt verlässt? Die Antwort ist ebenso einfach wie sie von reicher Komplexität ist. Nelson Rolihlahla Mandela wurde am 18. Juli 1918 in der Transkei (heutige Provinz Eastern Cape) geboren. Er gehörte den Xhosa – einer der beiden grössten Ethnien in Südafrika – an. Innerhalb der Xhosa war er ein Angehöriger der Thembu-Monarchie, allerdings nur in einer Nebenlinie. So oder so verbrachte er eine Jugend, die für unsere Begriffe wenig Royales hatte. In jungen Jahren hütete er nämlich Rinder und Schafe.

Etwas aber zog sich wie ein Leitmotiv durch sein Leben: «Rolihlahla» bedeutet «Unruhestifter» – dieser Name sollte Programm werden. Zunächst in Fort Hare, wo er als Mitglied des Studentenrats einen Protest gegen das schlechte Essen organisierte, und danach in der eigenen Familie. Einer arrangierten Hochzeit mit einer Frau entzog er sich 1941 kurzer-

---

«Falls es notwendig sein sollte, ist dies auch ein Ideal, für das ich zu sterben bereit bin.»

---

hand durch die Flucht nach Johannesburg. Vollends nach dem Motto «Nomen est omen» lebte er ab 1944, dem Jahr, in dem er zusammen mit Walter Sisulu und Oliver Tambo die ANC-Jugendliga gründete. Mandela war damals Jus-Student an der Witwatersrand-Universität. Hinter dieser Gründung steckte das Unbehagen, dass der African National Congress nach mehreren Jahrzehnten als Bittsteller keine Verbesserung in seinem Kampf gegen die Rassendiskriminierung erreicht hatte.

## 1961 riss der Geduldsfaden

Mit dem Wahlsieg der Nationalen Partei 1948 kam alles noch schlimmer. In einer Zeit, in der sich die Dekolonisierung auf dem afrikanischen Kontinent langsam, aber sicher anbahnte, versuchten die Architekten der Apartheid, Hendrik Verwoerd und Daniel François Malan, in allen Sphären von Politik, Wirtschaft und Gesellschaft eine peinlich genaue Rassentrennung zu institutionalisieren. Mandela wurde immer wieder verhaftet, verurteilt, mit einem Bann belegt. 1961 riss ihm und anderen der Geduldsfaden. Sie gründeten den bewaffneten Flügel des ANC, Umkhonto we Sizwe (Speer der Nation). Für die südafrikanischen

Autoritäten war der nunmehr in den Untergrund abgetauchte Mandela ein Terrorist.

Verglichen mit dem Terrorismus, wie wir ihn heute kennen, war der bewaffnete Kampf des ANC in den frühen sechziger Jahren geradezu idyllisch, richtete sich die Gewalt zu Beginn der 60er Jahre doch zunächst nur gegen Sachen. Doch dies war Grund genug für die damalige Regierung Südafrikas, mit aller Härte gegen den Freiheitskampf der Schwarzen vorzugehen. 1964 wurde Nelson Mandela zusammen mit zwei Mitstreitern zu lebenslanger Haft verurteilt. Die zweithöchste Strafe – der Staatsanwalt hatte die Todesstrafe gefordert. Das Kernstück von Mandelas Verteidigungsrede ist bis zum heutigen Tag bewegend:

«Mein ganzes Leben habe ich dem Kampf für das afrikanische Volk gewidmet. Ich habe gegen den weissen ebenso wie gegen den schwarzen Superioritätsanspruch gekämpft. Mein Ziel und mein Traum war das Ideal einer demokratischen und freien Gesellschaft, in der alle Menschen in Harmonie und Chancengleichheit leben. Dies ist ein Ideal, das ich zu erreichen hoffe und für das ich lebe. Falls dies aber notwendig sein sollte, ist dies auch ein Ideal, für das ich zu sterben bereit bin.»

## Zerwürfnis mit de Klerk

Der Weg zu den ersten demokratischen Wahlen, am 27. April 1994, war lang und steinig. In den Townships rund um Johannesburg waren zwanzig, dreissig und mehr Todesopfer aufgrund politischer Gewalt an einem Wochenende keine Seltenheit. Hier bekämpften sich Anhänger des ANC und der Inkatha-Partei bis aufs Blut. Daneben agierten wildgewordene Gruppen der Geheimpolizei weitgehend autonom. Sie folterten und ermordeten Regimegegner widerrechtlich. Diese Gewalt war denn auch der Grund für ein Zerwürfnis zwischen Mandela und de Klerk, das sich nie ganz kitten liess: Nelson Mandela konnte und wollte nicht glauben, dass de Klerk ausserstande war, die Gewalt gegen ANC-Anhänger zu stoppen. Auch die Verleihung des Friedensnobelpreises an die beiden Protagonisten des weissen und des schwarzen Südafrika im Jahr 1993 war von diesem Zwist überschattet.

Bei aller politischen und menschlichen Grösse wäre Nelson Mandela der Erste, der betonen würde, dass er die Wende in Südafrika nicht allein bewerkstelligte. In der Tat war da eine Führungsriege unter seinem Vorgänger Oliver Tambo, die sich in langen Gesprächen



*Nach 27 Jahren Haft:* Mandela mit Ehefrau Winnie am Tag seiner Freilassung, 11. Februar 1990.



*Besonnener Kopf:* General Constand Viljoen.



*Bruderkrieg:* Unruhen in Johannesburg, 1994.



*Handshake:* Rugby-Captain Pienaar.



*Architekten der Apartheid:* Verwoerd, Malan.



*Friedensnobelpreis 1993:* Mandela und de Klerk.

mit dem südafrikanischen Big Business vom kommunistischen Ballast befreien konnte, so dass der Horror vieler Weissen – eine blutige Revolution – aus den Köpfen verschwand. Im selben Ausmass, wie die Sowjetunion im Zerfallsprozess signalisierte, dass sie den ANC im bewaffneten Kampf nicht mehr unterstützen würde (aus Geldmangel und aufgrund einer absoluten Chancenlosigkeit), übten England und die USA massivsten Druck auf das Apartheidregime aus. Was man als «Wunder von Südafrika» bezeichnen kann, hatte mehr Väter als nur de Klerk und Mandela. Hinter ihnen standen viele besonnene Köpfe. General Constand Viljoen als Vorkämpfer für die Afrikaner, die plötzlich Angst hatten um ihre Kultur, war nur einer von ihnen.

### Der magische Moment

Nelson Mandelas Präsidentschaft (1994–1999) war eine faszinierende Periode in Südafrikas Geschichte. Er war Hauptverantwortlicher für eine «Flitterwochen-Stimmung», die bis weit in seine erste und einzige Amtsperiode hineinreichte. Auch ANC-kritische Weisse hatten Hochachtung vor ihm und nannten ihn bei seinem Clan-Namen: Madiba. Kulminations-

punkt dieses zarten Wir-Gefühls zwischen Schwarz und Weiss, Indischstämmig und Farbige war der Rugby-Weltcup von 1995.

Mandela erkannte, dass die damals rein weissen Springboks, das südafrikanische Nationalteam, das Zeug hatten, zur Lokomotive der politischen Verbrüderung zu werden. Vor 1995 interessierten sich die Schwarzen für Fussball und die Weissen für Rugby. Als der Weltcup näherrückte, erklärte es Madiba zur ersten schwarzen Bürgerpflicht, dass man Springbok-Fan sei, dies übrigens gegen Widerstände in der ANC-Führung. Beim Final im Ellis-Park-Stadion von Johannesburg erschien Madiba im grünen Shirt mit orangem Kragen, auf dem Kopf die Springbok-Kappe.

Zu Beginn war er sichtlich angespannt, denn der Gegner, Neuseeland, hatte mit Jonah Lomu einen Hünen von Stürmer, der manchem Schweizer Schwinger das Fürchten gelehrt hätte. Das Spiel mit ungewissen Perspektiven endete mit einem 15:12-Sieg der Springboks. Nie zuvor hatte ein Land einen Sieg im Sport nötiger als Südafrika damals. Mandela sprang vor Freude von seinem Sitz auf. Beim Handschlag mit dem Captain, François Pienaar, sagte er: «Ich danke Ihnen, Sie haben viel für

unser Land getan.» Der blonde Hüne antwortete nicht minder ergriffen: «Nein, Mr President, Sie haben viel für unser Land getan.» – Es war ein magisches Moment.

Nelson Mandelas Präsidentschaft hatte ihre Erfolge und Niederlagen. In wenigen Ländern ist die Schere zwischen Arm und Reich derart gespreizt wie in Südafrika. Wo Millionen in Bretterbuden dahinvegetieren, kann man auch nicht annähernd allen unter ihnen weiterhelfen. Eine buchhalterische Analyse von Mandelas Präsidentschaft ist freilich kein zielführender Ansatz. Vielmehr muss man die Frage stellen, was gewesen wäre, wenn er nicht da gewesen wäre oder anders agiert hätte. Ein Horrorbeispiel der Koexistenz zwischen Schwarz und Weiss ist vor Südafrikas Haustür: Simbabwe. In diesem Licht betrachtet, bleibt Nelson Mandelas Leistung beispiellos. Was der britische Premierminister Anthony Eden über seinen Vorgänger Winston Churchill sagte, gilt ebenso für Nelson Mandela: «We shall not look upon his like again.»

**Werner Vogt** war Auslandredaktor und Korrespondent der NZZ für das südliche Afrika. Der Historiker ist heute Kommunikationsberater und Publizist.  
www.wewcom.ch

# Verlängerte die Schweiz die Apartheid?

Hat die Schweiz durch ihre Wirtschafts- und Finanzbeziehungen die Rassentrennung in Südafrika verlängert? Das ist die falsche Frage. Die richtige lautet: War das Apartheidregime mit Wirtschaftssanktionen allein zu besiegen. *Von Werner Vogt*

Der Sieg über das Apartheidregime konnte nur im Sinne eines geordneten Rückbaus erfolgen, wie man im Baugewerbe sagt, und sicher nicht über die Abbruchbirne oder über eine Sprengung. Vergegenwärtigen wir uns das Jahr 1985. Zunächst die globale politische Ebene. Michail Gorbatschow hatte seine Politik von Glasnost und Perestroika eben erst begonnen, und die Berliner Mauer stand noch grundsolide. Südafrika war eine Atommacht – das Land hatte mit Israels Unterstützung sieben Atombomben gebaut. Südafrika lag an einer globalstrategisch wichtigen Position nicht nur wegen des Seewegs um das Kap der Guten Hoffnung, sondern auch wegen seines gigantischen Reichtums an Bodenschätzen.

Sowohl der US-Präsident Ronald Reagan wie die britische Premierministerin Margaret Thatcher hätten nie zugelassen, dass Südafrika in einem Chaos versinkt wie Angola und Moçambique in den siebziger Jahren. Im Gegenteil. In Molepolole, Botswana, nahe der südafrikanischen Grenze, ist ein Militärflughafen, der Pisten für Grossraumtransporter hat. Von hier aus wäre eine westliche Intervention im Notfall erfolgt.

Der African National Congress (ANC) hatte es seit 1960 nicht geschafft, das Regime in Pretoria militärisch zu gefährden. Für Gorbatschow Grund genug, dem ANC die finanzielle

Unterstützung zu entziehen. Er forderte ihn auf, das Gespräch mit dem Apartheidstaat zu suchen. Das tat der ANC in der Folge auch. Gleichzeitig beschloss man eine strategische Neuorientierung. Einerseits sollten die Townships, ja ganz Südafrika unregierbar gemacht werden. Dies löste ein Blutbad zwischen dem ANC und der Zulu-Partei Inkatha aus. Tausende von Toten waren die Folge.

## Druck des Big Business

Parallel formierte sich unter dem Schirm der United Democratic Front (UDF) eine Sammlungsbewegung aus Gewerkschaften und Teilen der Zivilgesellschaft, die so gross war, dass sie vom Regime nicht mehr unterdrückt werden konnte. Durch Streiks und Boykotte entstanden der Wirtschaft Millionenschäden. Mitte der achtziger Jahre wurde der Druck des Big Business zunehmend energischer. Auch der Afrikaner Anton Rupert, Vorsitzender der Rembrandt-Gruppe, redete mit Pretoria Klarheit und forderte die Abschaffung der Apartheid.

Schmerzhaft war auch der Druck aus dem Ausland. Desinvestitionen und Handelssanktionen wurden in vielen Ländern nicht nur gefordert, sondern auch implementiert. Zwar standen diese in einem direkten Zusammenhang mit der Stärke der Antiapartheidbewe-

gungen. Diese waren in den USA und in Grossbritannien wesentlich stärker und einflussreicher als in Deutschland oder der Schweiz. Was die Desinvestitionen angeht, so war der Erfolg mässig: Südafrikanische Konzerne kauften die Firmen oder Firmenanteile, die Amerikaner und Briten aus Angst vor dem Reputationsrisiko günstig abstossen mussten. Ebenso absurd wie kreativ war die Art und Weise, wie beispielsweise Coca-Cola mit der Situation umging: Man belieferte den südafrikanischen Markt kurzum aus dem benachbarten Swasiland. Die Nachfrage war da und das Angebot auch. Es sollte an dieser Stelle wieder einmal betont werden, dass es die einfache Arbeiterschaft war, die am meisten unter Sanktionen und Desinvestitionen litt, vor allem dann, wenn Stellen abgebaut wurden.

## Grundlage für Kontinuität

Tatsache ist, dass der ANC 1994 heilfroh war um die riesige wirtschaftliche Substanz, die Südafrika trotz der Sanktionen noch hatte. Deutsche und Schweizer Firmen erhielten ihr Engagement in Südafrika aufrecht, dies war im nunmehr demokratischen Land die Grundlage für Kontinuität und Expansion. Sowohl BMW (in Pretoria) wie Mercedes (in East London) bauten ihre Kapazitäten aus. Die beiden Vorstandsvorsitzenden, die diese Entscheidungen fällten, Bernd Pischetsrieder und Jürgen Schrempp, hatten als junge Manager beide ihre Spuren im alten Südafrika abverdient.

Es ist ganz klar, dass sowohl Desinvestitionen wie Sanktionen unangenehm waren und das Leben komplizierten. Die Buren fanden tausend Mittel und Wege, um die Sanktionen zu umgehen. Südafrika wurde nicht in die Knie gezwungen. Schmerzvoll war die Ankündigung der damaligen Chase Manhattan Bank vom 31. Juli 1985, Südafrika keine Darlehen mehr zu gewähren und die laufenden nicht zu verlängern. Im Nu verkündeten acht weitere amerikanische Banken dasselbe.

Südafrika steckte mitten in einer Schuldenkrise. Allein im September waren Verbindlichkeiten von vierzehn Milliarden US-Dollar fällig. Es war der ehemalige Schweizer Nationalbank-Chef Fritz Leutwiler, der als Vermittler zwischen der südafrikanischen Regierung und den Gläubigern auftrat und drei Umschuldungsvereinbarungen aushandelte. Aber niemand in Washington oder London wäre auf die Idee gekommen, Südafrika kollabieren zu



Umschuldungsverhandlungen: Fritz Leutwiler (Mitte), Pik Botha (rechts), Gerhard de Kock.



**Militärische Ehren:** Staatsempfang mit Bundesrat Arnold Koller auf dem Landgut Lohn in Kehrsatz, 1997.

lassen. Pretoria hatte einen Schuss vor den Bug bekommen, keine Breitseite.

Das Schockjahr 1985 hatte aber durchaus seine heilsame Wirkung. Es begannen eine Reihe von Gesprächen zwischen allen wesentlichen Akteuren, und dies nicht immer koordiniert. Da war zunächst die Initiative des Big Business. Kein Geringerer als der CEO des allmächtigen südafrikanischen Bergbaukonzerns Anglo American, Gavin Relly, reiste an der Spitze einer Delegation nach Sambia, wo man sich mit der ANC-Spitze austauschte. ANC-Präsident Oliver Tambo und sein Infor-

---

### Es ist naiv, anzunehmen, dass Südafrika durch Druck in die Knie hätte gezwungen werden können.

---

mationschef Thabo Mbeki überzeugten nicht nur durch ihre hohe Gesprächskultur, sondern auch mit ihrem *Savoir-vivre*.

Bei einem guten Scotch kam man sich näher. Auch derjenige, dem man es nie zugetraut hätte, setzte neuerdings – streng geheim – auf Dialog: Präsident Pieter Willem Botha. Er trug den Übernamen «Groot Krokodil» (grosses Krokodil) nicht zu Unrecht. Er lud Mandela zu Gesprächen ein, wobei der berühmte politi-

sche Gefangene gerührt war, wenn ihm der greise Präsident mit zittriger Hand selbst den Tee eingoss.

Aber Botha konnte nicht zum letzten Sprung ansetzen. Er wusste, dass man genauso wenig ein bisschen Demokratie einführen kann, wie man ein bisschen schwanger sein kann. Botha war der Gorbatschow Südafrikas. Er wollte die Apartheid reformieren. Ohne es zu wollen, schuf er die Grundlagen zu deren Abschaffung. Er war von dieser sprichwörtlichen burischen Sturheit, die es gebraucht hatte, dass das von den Briten im Burenkrieg (1899–1902) am Boden zerstörte Volk sich wieder aufraffte und sich in einem halben Jahrhundert die Macht erkämpfte. Bothas Mutter war in einem englischen Konzentrationslager gewesen. Nur über seine Leiche hätte er vor einem Gegner, bestehend aus ausländischen Politikern, Spitzendiplomaten und Aktivisten, kapituliert.

### Es brauchte auch kluge Diplomaten

1989 überstürzten sich die Ereignisse: Im März der (segensreiche) Herzinfarkt von Botha, am 14. August sein Rücktritt und die Amtsübernahme durch de Klerk. Am 9. November: der Fall der Berliner Mauer. Schliesslich an der Parlamentseröffnung 1990 am 2. Februar der Befreiungsschlag: die Ankündigung, dass der

Bann aller politischen Parteien aufgehoben und Nelson Mandela aus dem Gefängnis entlassen würde.

Es ist naiv, anzunehmen, dass Südafrika nur durch Druck allein in die Knie hätte gezwungen werden können. Es brauchte die Drohkulisse – ebenso sehr brauchte es aber kluge Unterhändler und Spitzendiplomaten wie den amerikanischen Unterstaatssekretär Chester Crocker oder den britischen Botschafter Sir Robin Renwick, die hart in der Sache waren, aber mit der Botschaft: Wir kommen als Freunde und wollen euch zum Erfolg verhelfen.

Frederik Willem de Klerk hat im Gegensatz zu seinem Vorgänger den grossen Sprung gewagt. Damit war aber erst der erste Schritt getan, und brandgefährliche vier Jahre nahmen ihren Anfang. Nicht auszudenken, wenn de Klerk oder Mandela oder beide umgebracht worden wären.

Schweizer Unternehmer und Unternehmen, aber auch Schweizer Missionare und Missionsärzte waren lange vor dem Beginn der Apartheid in Südafrika und haben ihre Präsenz auch zwischen 1948 und 1994 aufrechterhalten. Daran war nichts Verwerfliches. Im Gegenteil. Die von Schweizer Firmen beschäftigten Schwarzen und alle, die davon ernährt wurden, haben es ihnen gedankt. ○

# Charmeurl mit Schalk

Nelson Mandela zahlte einen hohen Preis für seinen politischen Kampf. Seine ersten beiden Ehen scheiterten, seine Kinder sah er kaum. Gleichwohl verziehen ihm Kinder und Frauen alles.

Von Werner Vogt



«Dear Elizabeth»: Mandela zelebrierte die Tabubrüche.

Vielleicht war Madiba gerade deshalb von ausserlesener Galanterie gegenüber schönen Frauen und von rührender Spontaneität in Bezug auf kleine Kinder, weil sie ihm jahrzehntelang gefehlt hatten. Gleichzeitig war er von jenem schelmischen Schalk desjenigen, der weiss, dass er mit allem davonkommt. Er pflegte folglich auch den Tabu-Bruch mit gesellschaftlichen Konventionen. Ein harmloses Beispiel: Ein deutsches Korrespondentenehepaar steht mit dem Baby vor einer Schule, die soeben von Mandela eingeweiht worden ist. Der Präsident kommt heraus und sieht Eltern und Kind. Spontan geht er auf sie zu, macht ein Kompliment für das schöne Baby und fragt unverblümt: «Stillen Sie ihn?»

## «Wie schön, dass du hier bist»

Er konnte aber noch ganz anders: Ein Team vom Staatsfernsehen hatte sowohl den Mikro-

fonständer als auch die Haltestange vergessen. So blieb der Journalistin nichts anderes übrig, als vor dem Tisch, an dem Mandela und ein Staatsoberhaupt auf Besuch sassen, niederzuknien und in einer halbliegenden Position das Mikrofon nach oben zu halten. Schliesslich durfte sie ja die Sicht der Kameras nicht verdecken.

Nelson Mandela informierte die Medien über seinen Besuch. Plötzlich entdeckt er die Journalistin in ihrer unbequemen Lage und wechselt mitten im Satz das Programm: «Oh Ronel, ich habe Sie lange nicht gesehen. Wie schön, dass du hier bist.» Die Angesprochene wechselt auf Hellrot. Damit nicht genug, Madiba fährt fort: «Ich habe da einen Freund in der Regierung, der sucht noch eine Frau. Ich muss Sie unbedingt vorstellen.» Spätestens hier wechselt die unverhoffte weibliche Hauptdarstellerin der Szene auf Dunkelrot,

während die versammelten Medienvertreter in schallendes Gelächter ausbrechen. Aber, so sagt die Betroffene auch heute noch: «Wer könnte ihm böse sein?»

Madiba setzte aber auch auf dem internationalen Parkett eigene Akzente. Das Protokoll will, dass man der britischen Königin die Hand gibt – leichter Händedruck – und sich verbeugt. Damen pflegen den heute nur noch an führenden Instituten für höhere Töchter instruierten Hofknicks. Mandela brachte auch hier seine eigene Note ins Spiel: Bei der Begrüssung gab er ihr einen festen Händedruck mit beiden Händen – etwas Emotionen schaden bekanntlich nie – und legte ihr die Hand auf die Schulter. In einem Brief schrieb er statt «Your Majesty» «Dear Elizabeth». Für einmal war die Queen *amused* und schrieb zurück: «Dear Nelson».

Neben diesen sorgsam zelebrierten Tabubrüchen hatte Nelson Mandela aber die Höflichkeit der Könige. Er war pünktlich wie eine Schweizer Uhr. Höflichkeit und Charme prägten seinen Umgang mit Mitarbeitern genauso wie mit Journalisten. Er pflegte die Leichtigkeit und Natürlichkeit des menschlichen Kontakts, die grossen Menschen eigen ist, wie ich selber erfahren durfte.

## «Wir stehen zu unseren Freunden»

Gleichzeitig scherte er sich nicht um Protokolle und Direktiven, wenn es um Wichtiges ging. Als die amerikanische Regierung im Vorfeld des Besuchs von Präsident Clinton verlauten liess, dass man den engen Kontakt des neuen Südafrika zu Kuba und Libyen ungerne sehe, kam postwendend die Antwort vom Präsidenten selbst: Man möge sich in Washington bitte um die eigenen Angelegenheiten kümmern.

Bill Clinton war damals – auf dem Höhepunkt der Lewinsky-Affäre – schwer angeschlagen. Auch hier sagte Nelson Mandela fadengerade, was er für angebracht hielt. An einer gemeinsamen Pressekonferenz im Tuynhuis (der Präsidentenresidenz in Kapstadt) sagte Mandela: «Wir stehen zu unseren Freunden [angesprochen war Clinton], egal, woher der Wind gerade weht.» Hier schaffte es Clinton nur mit Mühe, nicht zum Taschentuch zu greifen.

Nelson Mandela war auch im zwischenmenschlichen Kontakt ein Mann, der jeden Rahmen sprengte. Er spielte auch auf dieser Ebene in einer eigenen Liga. ○

## Zwanzig Jahre Demokratie – eine Bilanz

In den zwei Jahrzehnten seit Ende der Apartheid hat Südafrika viel erreicht. Armut und Kriminalität bleiben ein grosses Problem.

**S**üdafrika hat in den ersten 20 Jahren seiner Demokratie vieles erreicht. In einer Gesellschaft mit einer der ungleichsten Verteilungen von Reichtum ist aber auch vieles nie genug, vor allem nicht aus der Perspektive der Unterklasse. So wird in Südafrika die permanente Debatte zwischen denjenigen, die das Glas halbvoll und denjenigen, die es halbleer sehen, geführt.

Positiv sind sicherlich Erfolgsmeldungen wie diese:

— Die Gesamtzahl der Angestellten wuchs von 8 auf 13,7 Millionen.

— Doppelt so viele Schwarze sind in einem Angestelltenverhältnis wie 1994.

— 1996 lebten erst 53 % der Schwarzen in richtigen Häusern, 2011 immerhin 71 %.

— 2004 hatten 26 % der Schwarzen ein Handy, heute sind es 84 %.

— Der Analphabetismus konnte von 3 auf 2 Millionen reduziert werden.

— Die Anzahl der «schwarz» kontrollierten Aktien an der Johannesburger Börse beträgt heute 25 % – das ist immerhin ein Anfang.

— Der Anteil der schwarzen oder indischstämmigen Topmanager beträgt 27 %.

— Der materielle Graben zwischen Weiss und Schwarz ist immer noch da, er wird aber kleiner.

Neben diesen erfreulichen Nachrichten gibt es aber zahlreiche Statistiken, die man nicht oder zumindest nicht vollständig als Erfolgsmeldung verstehen kann:

— Das Wirtschaftswachstum von 2 bis 3 % über die letzten Jahre ist zwar erfreulich. Für ein nachhaltiges Wachstum, das auch Stellen schafft und die Arbeitslosigkeit spürbar verringert, wären 5 bis 6 % Wachstum notwendig, über längere Zeit.

— 7 Millionen Südafrikaner suchen erfolglos eine Stelle.

— 15 Millionen Menschen leben mit weniger als 1000 Rand (85 Franken) pro Monat.

— 1,8 Millionen Menschen leben mit weniger als 2 US-Dollar pro Tag.

— 1,5 Millionen Menschen leben in Bretterbuden mit Wellblechdach.

— 16 Millionen Menschen sind vom Staat abhängig – Tendenz steigend.

— Auch bei der Kriminalität ergibt sich ein gemischtes Bild: Zwischen 1994 und 2011 sank die Anzahl Morde von 25 965 auf 15 609 – eine Reduktion um 40 %.

— Gleichzeitig stieg die Zahl der Vergewaltigungen von 44 751 auf 64 514 oder um 44 %.

Viel wäre sodann zu sagen über die Nachfolge von Präsident Mandela. Er beschränkte sich ja in grosser Weisheit auf eine Amtszeit und übergab das Ruder dann an Thabo Mbeki (1999–2008). Dieser pflegte einen prononciert anderen Stil als Mandela. Auf totales Unverständnis stiess, dass dieser ebenso intelligente wie bestens ausgebildete Mann, kaum im Amt, die schulmedizinische Lehrmeinung, gemäss der das HI-Virus Aids verursacht, in Zweifel

---

**Die Anzahl Morde sank um 40 %, gleichzeitig stieg die Zahl der Vergewaltigungen um 44 %.**

---

zog. Damit diskreditierte sich Mbeki sowohl in den Augen der internationalen Gemeinschaft wie auch im Verständnis der weissen Südafrikaner total.

Noch spezieller ist aber Mbekis Nachfolger Jacob Zuma. Der ehemalige Sicherheitschef des Afrikanischen Nationalkongresses (ANC) lernte erst als Häftling auf Robben Island lesen und schreiben. Die Erörterung wirtschaftspolitischer Sachverhalte bereitet ihm Mühe. Gleichzeitig ist er von einer ernüchternden

Masslosigkeit, wenn es darum geht, die eigene Lebensumgebung zu gestalten. Die britische *Mail* online berichtete mit berechtigter Empörung über die Tatsache, dass sich Zuma im heimatlichen KwaZulu-Natal ein Anwesen im Wert von 17,5 Millionen Pfund bauen liess, um seine vier Frauen und eine entsprechende Anzahl Kinder standesgemäss unterzubringen. «Zumaville», wie diese Instinktilosigkeit genannt wird, kostete fast so viel, wie Grossbritannien jährlich Entwicklungshilfe an Südafrika zahlt (19 Millionen Pfund). Dies ist übrigens bei weitem nicht der einzige Skandal rund um den Präsidenten. Er machte sich selbst zum Gespött des Landes, als auskam, dass er ungeschützten ausser-ehelichen Geschlechtsverkehr mit einer HIV-positiven Frau hatte. Zuma liess verlauten, dies sei unproblematisch gewesen, weil er post festum geduscht habe.

**Wieder Mehrheit für den ANC**

Mit Sicherheit wird der ANC bei den Parlamentswahlen 2014 sowohl an liberale Oppositionsparteien wie an eine neue radikal-sozialistische Partei Stimmen verlieren. Es ist aber damit zu rechnen, dass der ANC eine regierungsfähige Stimmenmehrheit erhält, und ebenso wahrscheinlich ist, dass Zuma eine zweite Amtsperiode absolviert. Viel besser wäre es, wenn Zumas designierter Nachfolger, Cyril Ramaphosa, ein vom Gewerkschaftsführer zum Multimillionär mutierter Unternehmer, das Land übernehmen würde. Auf diese Option deutet aber nichts hin. *Werner Vogt* ○



*Leben in Wellblechhütten:* Slum in der Nähe von Johannesburg.